

KALIN TERZIJSKI

GIBT ES JEMANDEN, DER SIE LIEBT?

Erzählungen



**Kofinanziert von der
Europäischen Union**



EUROPEAN UNION
PRIZE FOR LITERATURE

KALIN TERZIJSKI

GIBT ES JEMANDEN,
DER SIE LIEBT?

Erzählungen

Aus dem Bulgarischen von Elvira Bormann



P > R < D O X

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie, detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ИМА ЛИ КОЙ ДА ВИ ОБИЧА

© Kalin Terzijski, 2009

© der bulgarischen Ausgabe Lexicon Verlag, Sofia 2018

© der deutschen Ausgabe Schenk Verlag in Kooperation
mit Paradox Verlag 2025

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: P. Dietlinde Draskóczy

Umschlaggestaltung: Petja Davidkova

Satz: Infonet Media, Sofia

Printed in Bulgaria

ISBN 978-3-949045-28-8

INHALT

Vorwort des Autors	7
Über den Autor	9
Achtzigtausend Meilen unter dem Frauenmarkt	13
Orange, fast braun	22
Nevermore	27
Spaziergang durch den Raum mit kleinen Abstechern in die Zeit.....	39
Weihnachtstriptychon.....	51
Ein Bettler.....	64
Gibt es jemanden, der Sie liebt?	75
Auf einem der beiden Wege	88
Prügelei	93
Blaubart.....	100
Rotkäppchen	102
Der Glöckner von Notre Dame	103
Dornröschen.....	105
Probleme mit der Putzfrau.....	107
Ein Fall mit einer Krawatte	115
Der Wertsachensammler	120
Begreifmüdigkeit.....	123

VORWORT DES AUTORS

Der alte Gadamer behauptet, jede Epoche verleihe einem Roman einen anderen Sinn. Wenn die Menschen des Jahrhunderts der Aufklärung, also des 18. Jahrhunderts, den Don Quijote auf eine Weise gelesen und verstanden haben, so lesen und verstehen ihn die Menschen von heute auf eine andere, und zwar sehr unterschiedliche Weise. Sollte jemand der Meinung sein, ich stellte einen Vergleich an, bei dem die Gegenwart den Kürzeren zieht, dann ist das sein ganz persönlicher Rückschluss. Ich glaube nicht, dass eine Zeit klüger ist als eine andere. Und nur, weil man das 18. Jahrhundert als das der Aufklärung bezeichnet, heißt das noch lange nicht, dass in ihm nicht auch jede Menge ungebildeter Dummköpfe gelebt haben – und genauso wenig, dass in unserer Zeit nicht Millionen außergewöhnlich kluger und sensibler Menschen leben würden. Dem Gedanken von Gadamer würde ich noch eine eigene Beobachtung hinzufügen: Die Lektüre eines Romans in jungen Jahren unterscheidet sich völlig von der Art, wie wir diesen Roman in reiferen Jahren oder im Alter lesen! Mehr noch: Haben wir einen Roman zu einer Zeit gelesen, in der der Autor uns vollkommen unbekannt war, so war das völlig anders, als wenn uns bei der Lektüre der Name des Autors schon viel sagt. Man liest einen Roman sogar anders, wenn man es immer nur morgens tut, als wenn die Lektüre abends stattfindet. Lies ein Buch, wenn es dir finanziell richtig gut geht, und lies es, wenn du extrem arm bist – das ist, als ob du unterschiedliche Bücher gelesen hättest. Und sogar das noch: Lies ein Buch auf einem Minibildschirm

und dann noch einmal wunderschön gedruckt auf herrlichem, zartem, duftendem Luxuspapier, schön gebunden – du wirst das Gefühl haben, zwei verschiedene Bücher gelesen zu haben. Überhaupt scheint mir, dass jede Lektüre eines Buches in unserer Seele ein neues Buch entstehen lässt.

Wenn ich bisweilen traurig bin, schlage ich ein Buch auf, das ich gut kenne. Und ich entdecke, dass ich es doch nicht so gut kenne. Es enthält Neues. Obwohl ich es kenne, spüre ich eine neue Erregung. Denn das Buch als Gegenstand ist vielleicht dasselbe, doch ich bin es nicht mehr. Das neue Gefühl macht mir Mut und gibt mir Hoffnung. Und schon bin ich nicht mehr traurig.

ÜBER DEN AUTOR

Kalin Nikolov Terzijski wurde 1970 im Sofioter Stadtviertel Podujane geboren. Sein Vater war damals Hütteningenieur, seine Mutter Mitarbeiterin der Gewerkschaftshochschule. Sein älterer Bruder Svetoslav Terzijski ist ebenfalls Schriftsteller.

Als Kind zeichnete er leidenschaftlich gern, und auch heute tut er das noch – er hat über 15 Personalausstellungen vorzuweisen.

1984 wurde er Schüler des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasiums in Sofia. In dieser Zeit schrieb er seine ersten – surrealistischen – Gedichte, „Verse im Dunkeln“, und gründete zusammen mit fünf Freunden einen informellen Literaturclub. Mit ihrem ursprünglich-freigeistigen Sarkasmus waren die Gedichte der Freunde gegen die sozialistische Literatur gerichtet.

Von 1988 bis 1990 leistete er seinen zweijährigen Wehrdienst an der bulgarisch-jugoslawischen Grenze. Etwa fünf Monate davon war er Maler bei der Grenztruppe Vidin und dafür in der gesamten Grenzzone Nordwestbulgariens unterwegs – allein und meist zu Fuß.

1990 wurde er an der Medizinischen Universität Sofia angenommen, wo er 1996 sein Medizinstudium mit Auszeichnung abschloss. Schon zu Beginn des Studiums entwickelte er ein großes Interesse für Psychiatrie. Bis zu seinem Abschluss besuchte er den Psychiatriezirkel an der Universität.

Während des Studiums arbeitete er als Pfleger in einer chirurgischen Klinik und später als Tischler in der Möbelfabrik seines Bruders. Im letzten Studienjahr war er in zwei Einrich-

tungen Krankenpfleger – in der Krebsklinik und in der Psychiatrischen Klinik Sofia.

Mit 25 Jahren heiratete er, und kurz darauf wurde seine Tochter Kalina Terzijska geboren, die heute Medizin an der Humboldt-Universität in Berlin studiert.

Von 1997 bis 2000 absolvierte er die Facharztausbildung für Psychiatrie. Daneben war er als Arzt im Psychiatrischen Krankenhaus in Kurilo bei Sofia tätig.

Gleichzeitig begann er für Zeitungen und Zeitschriften zu schreiben.

Im Jahr 2000 gab er seine Tätigkeit als Arzt auf und widmete sich ganz dem Schreiben. Diese Zeit war schwierig für ihn – er wurde alkoholabhängig, litt an schweren Depressionen, verlor alle Kontakte und hatte fünf Jahre lang keine feste Arbeit und fast kein Einkommen. Er lebte von sporadischen Honoraren, die er von Zeitungen und Zeitschriften erhielt, und schrieb außerdem Fragen für Quizspiele im Fernsehen und Werbespots.

2008 änderte er sein Leben drastisch. Ganz allein und ohne ärztliche Hilfe kam er vom Alkohol und von den Drogen los, trieb Sport und arbeitete an sich. Er begann, die in den Jahren der Einsamkeit entstandenen Erzählungen und Gedichte herauszugeben, und schrieb gleichzeitig neue.

Parallel zur Medizin und zur Schriftstellerei schrieb er seit 1997 mit Unterbrechungen auch Drehbücher für Fernseh- und Radiosender. Bis 2010 war er an vielen Unterhaltungssendungen im bulgarischen Fernsehen beteiligt.

Im März 2010 gründete er gemeinsam mit anderen führenden Drehbuchautoren die Vereinigung der bulgarischen Fernsehdrehbuchautoren, deren Vorsitzender er seit 2011 ist.

Terzijski ist Autor von fünf Gedichtbänden, fünfzehn Büchern mit Kurzgeschichten und sieben Romanen, für die er zahlreiche Auszeichnungen in Bulgarien und im Ausland erhielt. Werke von ihm wurden ins Englische, Deutsche, Russische, Mazedonische, Tschechische, Polnische, Türkische, Spanische und Serbische übersetzt.

In deutscher Sprache erschienen seine Romane „Alkohol“ und „Wahnsinn“. Für den hier vorliegenden Erzählband erhielt er 2011 den Literaturpreis der Europäischen Union – es war der erste für einen bulgarischen Autor überhaupt.

ACHTZIGTAUSEND MEILEN UNTER DEM FRAUENMARKT¹

Ich machte mich also auf zum Frauenmarkt. Es war höchstens halb elf. Weshalb zog es mich an diesem öden Oktobermorgen genau dorthin? Vielleicht, weil ich ein besonderes Verhältnis zu Frauen hatte, oder weil er früher Georgi-Kirkov-Markt hieß und mich das an den Surrealisten Giorgio de Chirico erinnerte? Ich kann es nicht erklären.

Den verpesteten Weg über den Boulevard Maria Luisa, vorbei an der Löwenbrücke, wollte ich nicht nehmen. Er hat etwas Beleidigendes, Schmutziges, erinnert irgendwie an einen ausgetrockneten Tropfen Samenflüssigkeit eines Zigeuners. Stattdessen schlug ich den staubigen Weg Richtung Güterbahnhof ein – den Ort der Träume für jeden Tapetenleimsüchtigen. Eine Gegend voller Staub. Ich überquerte den Boulevard Lewski und stürzte mich in das Reiseabenteuer über die Kyrill-und-Method-Straße.

Kleine Reisen sind ausgesprochen nett. Wer einmal zum nächstgelegenen Laden in seinem Viertel Bier holen gegangen ist, wird nie wieder damit aufhören wollen. Den Wohnblock Nr. 18 im Stadtteil Banishora sehen und sterben. Kleine Reisen sind etwas Graziles, sie lassen einen die Details, die Schattierungen sehen: jedes gelb gewordene Blatt, jeden

¹ Größter Bauernmarkt in Sofia, für dessen Namen es unterschiedliche Legenden gibt, zum Beispiel dass früher die Familien mit heiratsfähigen Töchtern diese hier potenziellen Bewerbern zeigten, oder dass der Markt wegen der Fülle der angebotenen Produkte vor allem von Frauen, die für die Familie sorgten, und von Dienstmägden besucht wurde.

Grashalm, jede Flechte (im Gesicht des kränklichen Kontrolleurs in den öffentlichen Verkehrsmitteln).

Der milde Oktobervormittag sah mich die lange, schmale Gasse entlanggehen. Gelbliche Häuser, die jedoch nicht so aufgequollen und schwammig sind wie die an den alten Boulevards. Hier und da leere Fenster. Doch fast überall Spuren zähen Lebens. Also gibt es hier, auf unserer Erde, doch Leben, denke ich. Allerorts sehe ich kleine Werkstätten, in denen das Leben langsam und unbeirrt flackert – Läden, in denen Knöpfe bezogen, Elektromotoren neu gewickelt und alte Stielkännchen für die Zubereitung von türkischem Kaffee repariert werden. Unergründlich sind die Wege der alten Stielkännchen.

Vor der Tür einer Werkstatt, in der Geigen repariert werden, steht ein Junge in schwarzem Anzug und rotem, bis oben zugeknöpftem Hemd ohne Krawatte. Er blickt wie ein Sieger des letzten Krieges. Bestimmt ging es im letzten Krieg gegen diejenigen, die gelbe Hemden, blaue Anzüge und Fliegen trugen.

Ich sehe eine verbrauchte, magere Frau, verarmt und ausgelöscht vom Alkohol. Sie klopft an die Tür eines verwahrlosten Hauses und ruft einen Frauennamen. In der Hand, dünn wie ein Spatzenfuß, hält sie eine halbe Scheibe Brot – nicht bestrichen, sondern bekleckert mit Margarine. Im ersten Moment dachte ich, es sei Butter, doch mittlerweile weiß ich, dass es für diese Leute keine Butter gibt. Sie rief einen Frauennamen und mir wurde klar, dass sie diese halbe Brotscheibe einer Frau bringen wollte, die noch ärmer und kaputter war als sie selbst. *Style of our life.*

In einem kleinen Laden, von dem man nicht sagen kann, ob er voll oder leer ist – Chips und Waffeln in den Regalen –

sitzen ein Mann und eine Frau und spielen Backgammon. Ich frage mich, ob es nicht zu früh für Backgammon ist.

So gelange ich zum Frauenmarkt.

Wo Fäulnis ist, ist Leben. Fäulnis und Leben sind auf Frauenmarkt derart miteinander verflochten, dass man sie nicht auseinanderhalten kann.

Und sie sind auch sehr intensiv. Ich will nicht bloß schauen, was auf dem Frauenmarkt so los ist, sondern will Dinge sehen, die andere nicht gesehen haben – und wenn möglich, weise Schlüsse daraus ziehen.

Springt man von Stand zu Stand, erkundigt sich überall, steckt seine Nase in alles und stellt lästige Fragen, wird man nichts kapieren. Man muss still dasitzen und in finsterer Ruhe beobachten. Der Grashüpfer ist ein Dummkopf, die Spinne eine Weise. Sitzt man mehrere Stunden beliebig an einem beliebigen Platz, entdeckt man seltsame Dinge. Zum Beispiel, dass die Kellnerin eines beliebigen Lokals sinnlos eifersüchtig auf die Frau des Besitzers ist.

Ich setze mich also inmitten des Marktes in ein kleines Lokal, in dem man sich an ekligem Zeug satt essen, mit Gift betrinken und von Stammgästen hübsch die Zähne ausschlagen lassen kann, wenn man den Schlauberger mimt, und beginne mit meinen Beobachtungen.

Fleisch, viel zu viel Fleisch. Vergessen Sie nicht, dass das, was Sie gerade lesen, Lifestylelektüre ist. Es ist *in*, Fashion. Fleisch-Fashion, Zigeuner-Fashion, Fashion von Ohrenstäbchenverkäufern, Verkäufern von Butter im Eimer und Feuersteinen für Feuerzeuge. Und auch von einem Verrückten, der über den Markt geht. Aber zu dem kommen wir später.

Viel Fleisch. Hinter Glas, vor Glas, in finsternen Ecken morscher Läden, an Haken – wie das Produkt einer öffentlichen Hinrichtung, die durch Auseinanderziehen der Körper mit Pferden und entsprechender Zerstückelung stattgefunden hat. Die Fleischläden werden überwiegend von Arabern betrieben. Die bulgarischen sind weniger interessant. Offenbar besitzen die Araber einen besonderen, uralten Genius, dass sie sich solche verglasten Straßenleichenschauhäuser ausdenken konnten. Auch dem eingefleischtesten Fleischesser wird es kalt den Rücken herunterlaufen beim Anblick der arabischen Läden mit Kalbskehlköpfen und Lammmblinddärmen. Manche behaupten, Libanesen und andere Araber seien zivilisierter als Bulgaren. Beim Anblick des bläulichen, auf fetige Mosaik-Arbeitsplatten geschmissenen Rindfleischs wird mir klar, dass sie es nicht sind. In einem der Läden schneidet ein dunkelhäutiger Mann eine leuchtend violette Keule und mampft in der Pause zwischen zwei Schnitten Blätterteigpastete. Eine dicke Oma betritt den Laden und setzt sich auf einen Stuhl vor der Theke. Das wirkt ziemlich vertraut. „Wieviel kosten diese Kuttel?“, fragt die Oma. Ain funfzig, sagt der Araber. Gereinigt? Nein, nicht gereinigt. Also wirklich, eins fünfzig und noch nicht mal gereinigt, das ist eine Schande, sagt die Oma, und ein leiser, unschöner familiärer Knatsch zwischen Christentum und Islam beginnt.

Zwischen Bäckerei und Metzgerei sehe ich ein Toilettenhäuschen aus Aluminium und Glas und davor zwei aufgebläste Zigeuner um die zwanzig als Klomänner. Sie sind Aristokraten im Geiste, Brahmanen inmitten der niederen Kasten der Taschendiebe und Verkäufer gestohlener Autokassettenradios. Danach fällt mein Blick auf zwei Frauen – von hinten.

So lange Beine, einen so stolzen Gang und so asphalt schwarzes Haar kann es gar nicht geben. Wenn sie gehen, schwebt in einem Radius von zwei, zweieinhalb Metern um sie herum seltsamerweise der Geist von New Orleans. Zigeuner-Kurtisanen, denke ich und gehe ihnen nach.

Als sie bei den Klomännern ankommen, sagen die Zigeuner-Kurtisanen (das klingt wie Harpyie-Hetären): Oh, Bussi, wie geht's, Ihr Süßen? Sie sprechen bulgarisch, weil sie Aristokraten sind. Die Klomänner küssen sie hinter die Ohren, sagen etwas Lustig-Aufgeblasenes zu ihnen und stecken sich Zigaretten an.

Ich stehe lässig in acht Metern Entfernung und bin entzückt von ihnen. Nicht ich, sondern sie sind die neuen Menschen, die sich künftig mit dem blonden Blut Europas mischen werden. Ja!

Ich setze mich in ein anderes Lokal und bestelle ein Bier.

Es ist zwölf. Vor mir verkauft ein alter Mann mit mehreren Schlaganfällen im traurigen, grindigen Kopf Wattestäbchen für die Ohrenreinigung. Weshalb verkauft er nicht auch Stäbchen für die Augen, frage ich mich – die könnte man unter die Lider seiner Feinde stecken und diese in die Sonne schauen lassen.

Wie hoch ist wohl der Bedarf der Menschen an Wattestäbchen? Und wo besorgt dieses zitternde Menschenexemplar mit Haaren wie ein unter dem Bett hervorgeholtes Staubknäuel die Stäbchen? Ich blicke in seine Augen, und in ihnen sehe ich: wo, wie und warum. Das ist nicht sehr lustig, doch ich sage noch einmal: Es ist einfach Lifestyle.

Ich gehe zu dem Alten und kaufe so viele Wattestäbchen, dass sie für die nächsten zwei Jahre reichen würden, wenn

ich siebenundzwanzig Ohren hätte. Der Alte kann nicht viel sagen, weil das Sprachzentrum seines Gehirns kaputt ist. Er nuschelt irgendetwas und mir wird klar, wie übel Leute sind, die sich mehr für ihre 200-Dollar-Turnschuhe interessieren als für Menschen wie ihn.

Hinter mir werden Walnusskerne verkauft, geschält, sie liegen in großen Haufen da. Immerhin sind die Leute vom Frauenmarkt unternehmungslustig, sage ich mir. Sie machen sich die Mühe, Nüsse zu knacken, und verkaufen die Kerne nur mäßig teurer. Ich gehe zur nächsten Imbissbude und hole mir ein jüdisches Sandwich.

Die Sandwiches vom jüdischen Imbiss sind interessanter als banale arabische Döner. Sie enthalten bestimmt nicht weniger als vier Varianten gemahlener Sojabohnen. Ich habe einmal etwas Arabisches gegessen, das sich Kibbeh nannte – es war ein Kloß aus extrem fettigem, zähem Hackfleisch, höchstwahrscheinlich Lamm, vermischt mit ganzen Walnusskernen. Seitdem mag ich die Juden lieber als die Araber.

Ein dicker Mann geht zwischen den Ständen hindurch und isst eine Waffel. Er sieht sich die Produkte an. Rüben und Trockenpflaumen interessieren ihn nicht besonders. Er nimmt das Räucherfleisch, den Speck, die Dauerwürste, Hühnerfilets und die endlosen Salamischlangen unter die Lupe, die mit ihrem bedrohlichen, kränklichen Aussehen jedem gesund lebenden Europäer Angst einjagen können. Ich folge dem Dicken und sehe, wie er ein Baguette kauft und anschließend noch ein Stück gepökelte Schweinebrust – fett wie seine eigene und unnatürlich gelb.

Das ist das Mittagessen eines Einheimischen – eines Händlers oder Gauners. Er ist so dick, dass ich mir Sorgen um ihn

mache. Bulgaren sind generell dick, und ich mache mir Sorgen um sie. Bis auf die Frauen der ehemaligen stiernackigen Mafiosi, die heute Banker sind und deren Frauen ins Fitnessstudio gehen, um dünn zu bleiben, damit sie ihnen gefallen und diverse Geschenke von ihnen bekommen, wie etwa einen kleinen Jeep oder die eine oder andere Tracht Prügel zum Frauentag, zu Weihnachten und zum Geburtstag. Lifestyle eben.

Mein Spaziergang über den Frauenmarkt geht weiter. Den dicken, schmierigen Mann mit dem fettigen Essen in der Hand überlasse ich seiner Fettleber und dem vorzeitigen Infarkttod. Ich gehe auf eine Sackgasse zu, an deren Anfang auf einem Schild „Kulturkomitee Nachtigall“ steht. Noch nie habe ich ein so erbärmliches, antiquiertes und unpassendes Schild gesehen – und bei Gott, ich habe in meinem Leben schon viele Schilder gesehen! Es steht an einer Stelle, an der es niemand sehen kann, am Eingang einer suspekten Bruchbude. Ich gehe hinein, drinnen brüllt ein Mann im Vollsuff: „Ich entschuldige mich! Verzeiht dem ganzen Frauenmarkt! Entschuldigung!“. Weiter hinten in der Bruchbude sitzen zwei Männer an einem kleinen Tisch und stoßen mit Bier an. Sie stoßen auch mit einer dritten, noch vollen Flasche an – wahrscheinlich geben sie ihrem verstorbenen Freund einen aus. Die Männer sind noch jung, aber das Leben auf dem Frauenmarkt ist kurz und brutal. Ganz hinten im Haus zerrt ein Mann mittleren Alters eine zwölfjährige Zigeunerin am Zopf in ein dunkles Treppenhaus. Sie wehrt sich nicht, läuft eher flott neben ihm, denn sie hat Erfahrung. Bestimmt bringt er sie irgendwohin, um sie zu bestrafen oder Sex mit ihr zu haben. Ich bin bestürzt.

Ich verlasse die verfaulte Bruchbude, draußen scheint die Oktobersonne, die Menge lärmst, und über dem ganzen Lärm

ertönen von Zeit zu Zeit die Stimmen der Zigeuner, die ihre vollgeladenen Wagen schieben: „Achtung!“ Mir scheint, dies sind Stimmen von Propheten, die zu den verrückten Leuten sagen: „Hütet euch! Denn der Tag des Jüngsten Gerichts ist nahe, da die irdischen Könige zur letzten Schlacht gegeneinander antreten werden und alles geklärt wird.“ Doch die Leute machen den Wagen gleichgültig Platz, fluchen und machen weiter mit dem Kaufen und Verkaufen, denn deshalb sind sie ja hier – auf dem Frauenmarkt.

Und über diesen geht gerade ein Verrückter – den Kopf nach vorn gestreckt und geneigt, sodass die Venen am Nacken hervortreten – und ruft ruhig und monoton: „... dann werden die Amerikaner ganz Afghanistan zerbomben und dafür ins Paradies kommen ... und dort gibt es für jeden von ihnen drei kuwaitische Fotzen, drei kuwaitische Fotzen, die sich auf ihre Schwänze setzen werden. A-a-a“. Ich folge diesem Verrückten, doch der geht immer im Kreis, läuft immer im selben Abschnitt des Marktes und brüllt immer dasselbe. Trotzdem mag ich ihn, denn er ist Globalisierungsgegner und sagt mutig seine Meinung. In Bulgarien gibt es keine Zensur mehr, deshalb haben die Bulgaren auch zu nichts mehr eine Meinung und für nichts mehr Interesse, denn es ist ja nicht verboten, sich für nichts zu interessieren. Falls die Leute auf dem Frauenmarkt eine gemeinsame Meinung zu einer Sache haben, dann die, dass dieser Verrückte sie nicht interessiert, wie sie auch nichts anderes interessiert, außer acht- und lustlos ihre Waren anzubieten und zu kaufen. Das ist ihr *style of life*.

Ich gehe auf eine dunkle Ecke zu, überall ist der Boden aufgerissen und die Leute springen inmitten von Schlamm

und faulendem Obst und Plastik von einem schmalen Holzbrett zum anderen. Alle sehen elend, krank, unförmig und schmutzig aus, und ich denke daran, wie irrsinnige Jungs mittleren Alters – Politiker, Wirtschaftler und dergleichen mehr – mit gereckten Hälsen und weit aufgerissenen Augen die blonden Bewohner Europas zu überzeugen versuchen, diese Leute bei sich aufzunehmen, damit sie auch mal ein bisschen leben können, und wenn es in der Ecke neben dem Küchenherd ist. Und die blonden, gesunden, dick mit frischer Butter bestrichenen Europäer lachen, zeigen ihre weißen Zähne und sagen: Nein, nein. Ha, ha. Nein!

Als ich in dieser widerwärtigen Ecke stehe, kommt ein Zigeunerjunge auf mich zu und sagt: „Für fünf Lewa kriegen Sie einen Blowjob, mein Herr.“ Ich darauf: „Fünf Lewa? Mach, dass du fortkommst! Schämst du dich nicht wenigstens ein bisschen?“

Ich verlasse den Frauenmarkt und betrete die Markthalle. Drinnen wirkt alles irgendwie gedämpft, es ist schön sauber und riecht nach diskreter Dummheit. Hier fault nichts, und deshalb gibt es auch kein Leben. Bulgaren gibt es hier nicht, denke ich. Hier sind nur Leute, die sich einbilden wollen, sie lebten besser als Hunde, und sie bemühen sich so sehr, sich das einzubilden, dass sie ihre Individualität einbüßen. Still und gebildet gehen sie zwischen den wohlgeordneten Ständen umher, die mit unterschiedlichstem Zeug aus Polyvinylchlorid und Polyurethan überhäuft sind, und glauben, sie hätten *their style of life* entdeckt. Diese heiter-ruhige Konsumleere wirkt auf mich bedrückend, und ich kehre zum Frauenmarkt zurück, um hinter dem Verrückten herzugehen. Und letztendlich sind fünf Lewa eigentlich nicht viel.

ORANGE, FAST BRAUN

Er wohnte im Stadtteil Izgrev und alles lief richtig gut bei ihm. Sogar die Arbeit, was in der heutigen Zeit beinahe unglaublich ist, vor allem für einen freischaffenden Künstler. Pro Monat verkaufte er zwei Bilder, deren Durchschnittspreis rund fünfhundert Dollar betrug. Sehr ordentliches Geld. Er veranstaltete Ausstellungen zusammen mit einer Gruppe von Freunden, die jung und maßvoll avantgardistisch waren, das heißt, sie verwendeten noch Leinwand und Farben statt überfahrener Katzen und verschiedener Nuancen des grünen Lichts. Er selbst war noch maßvoller avantgardistisch – nicht nur, dass er Leinwand und Farben verwendete – er war nicht einmal besonders wählerisch in Bezug auf seine Farben. Stets malte er in ein und derselben Farbskala, der bläulich-bräunlichen, wenn es so eine überhaupt geben kann. Buntes Geklecksel konnte er einfach nicht ausstehen. Seiner Meinung nach hatte Farbenvielfalt etwas Zigeunerhaftes, war ein sinnloser, spleeniger Ausdruck von Primitivität. So war es bei ihm von Kind an gewesen.

Während die anderen Kinder rote Trainingsanzüge und gelbe Anoraks mit blauem Aufdruck trugen, lief er in einem braunen Pullover und einer dunkelblauen, vollkommen farbneutralen Hose herum. Alle seine Kleidungsstücke waren entweder gräulich oder bläulich oder bräunlich. Von klein auf mochte er Grafiken, doch ihm schien, dass in ihnen irgendwie der Gedanke von fehlender Farbe stecke, als ob man ihnen Farbe beigeben und damit alles versimpeln könnte. Deshalb begann er, mit Farben zu malen, und die mussten so stumpf

wie möglich sein – grau-braun-bläulich. Selbst das Schwarz nervte ihn mit seiner Leuchtkraft.

Trotz dieser seltsamen Leidenschaft für leidenschaftslose Farbtöne war er ziemlich talentiert, und es lief gut bei ihm. Sowohl mit den Bildern als auch im Leben. Auch im Leben war er talentiert.

Eine Sache bereitete ihm allerdings Sorgen. Seine Frau. Nein, nicht seine Frau an sich. Sie war wundervoll. Na ja, nicht direkt wundervoll ... sie war sehr schön, emotional, eine Künstlernatur ... oder was sagt man so über Frauen, die einen verrückt machen und einem auf die Nerven gehen? Mann, was für eine interessante Frau – das sagt man wohl über diese Frauen, denen man am liebsten mit dem Gürtel den prachtvollen Hintern auspeitschen würde. Ihr Problem war folgendes: Sie war so künstlerisch veranlagt, dass sie einen kleinen Blumentopf mit einem echten Veilchen um den Hals trug. Sie hatte nicht nur einen Ring am Bauchnabel und ein Fußkettchen, sondern einen Ring an jedem Zeh. Das konnte er akzeptieren – er war ja selbst exzentrisch. Doch seine krankhafte Empfindlichkeit gegenüber grellen Farben konnte nicht anders, als vor Entsetzen aufzuschreien, wenn sie oranges Makeup auflegte und sich das Haar smaragdgrün färbte.

Sie war Keramikerin und arbeitete mit Ton, doch der Ton hatte für sie keinerlei Bedeutung – hatte sie ihr Töpferzeug im Ofen ihres gemeinsamen Ateliers gebrannt, fing es erst richtig an: Sie bedeckte den armen, ansprechend bräunlichen Ton mit den schreiendsten, unheilvollsten, strahlendsten und entsetzlichsten lebensfrohen Farben. Das war es, was sie tat.

Und er war nicht böse, weil es nicht tief in sein Privatleben eindrang. Solange es nicht tief in sein Privatleben ein-

drang. Eines Tages begann es einzudringen. Zuerst strich sie die Fenster- und Türrahmen der Küche gelb. Er schrie auf, aber leise, nur innerlich. Nach einer Woche hieß es nicht länger aus und strich sie braun, erst danach beruhigte er sich wieder etwas. Immerhin aßen sie in der Küche!

Sie dagegen wurde unruhig. Sie bemalte die Stühle veilchenfarben. Zwei Tage lang knirschte er mit den Zähnen, schließlich schmiss er die Stühle raus. Er kaufte Gartenstühle aus Plastik, die wenigstens weiß waren. Danach begann sie mit ihrer Offensive in den anderen Zimmern. Überall stellte sie ihre bunte Keramik auf, hängte Makramee-Arbeiten auf und verteilte unglaublich bunte Matten – an den Wänden, auf dem Boden und hier und da auch an den Zimmerdecken. Ihm wurde schwindlig davon, Übelkeit überkam ihn, und in seinem Kopf kreisten unklare Selbstjustizgedanken. Bis dahin hatten sie sich nie ernsthaft gestritten, vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an. Sie war einfach so beschäftigt mit ihren orangefarbenen Lippenstiften, violetten Haartönen und künstlichen Rubin an den Fußzehen, dass sie sich nicht stritten. Manchmal motzten sie nur zum Spaß ein wenig herum. Bis jetzt war es so gelaufen.

Eines Tages beschloss er jedoch, dass sie sich streiten sollten. Er erklärte ihr einfach seinen Hass auf ihr Buntzeug. „Nichts Buntes mehr, zumindest nicht in meiner Privatsphäre – ist das klar?“ „Nun übertreib mal nicht! Das ist auch meine Privatsphäre. Ich kann nicht in einer ... Höhle leben! Oder was ist das sonst?“

Am nächsten Tag stand er im Atelier, und die kalte Wut staute sich in ihm. Sie war einfach nur dumm. Und wahrscheinlich tat sie alles, nur um ihn zu nerven. Mit ihren oran-

gefarbenen Nägeln wollte sie an seinem hochempfindlichen Farbensinn kratzen ...

Um 10 Uhr am Abend kam er nach Hause. In der Wohnung war es dunkel. Er schaltete alle Lampen im großen Wohnzimmer an – und schrie auf. Es war ein ganz normaler, hoher Schrei des Entsetzens. Das Wohnzimmer hatte vier Wände, wie Wohnzimmer eben so sind. Doch jetzt waren sie alle andersfarbig – eine gelb, eine orange, eine rosa und eine ultramarin. Und sie saß in seinem Sessel, der – wie auch das Sofa und die anderen Sessel – mit etwas Scheußlichem bedeckt war, etwas Kariertem!

Er trat auf sie zu. Lächelte. Sie bemerkte nicht, dass in seinem Lächeln etwas war, das dort nicht hätte sein sollen. Er beugte sich zu ihr, mit geschlossenen Augen – bereit für einen Kuss. Sie lächelte dümmlich zurück und ihr Gesicht näherte sich seinem. Da begann er langsam, bedächtig und seelenruhig, sie zu würgen.

Eine halbe Stunde später hatte er den Ofen im Atelier eingeschaltet und schob den leblosen Körper hinein. Als Letztes stopfte er die linke Hand mit den zitronengelben Nägeln hinein. Der Ofen brannte bis zum Morgen. Um halb neun kehrte er mit Besen und Schaufel rund ein Kilo Asche vom Boden zusammen. Asche von angenehmer, äußerst angenehmer Farbe. Gräulich, bräunlich, aber auch mit einer leicht bläulichen Nuance.

Plötzlich ging ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihn zum Lächeln brachte. Er lächelte, und in diesem Lächeln lag etwas Bläulich-Bräunliches. Er tat die schöne Asche in eine Tüte aus braunem Packpapier und fuhr in seine Wohnung im Stadtteil Izgrev. Unterwegs kaufte er im Baumarkt einen gro-

ßen Eimer weiße Latexfarbe und Farbroller. Zu Hause betrachtete er angeekelt die bunten Wände und öffnete den Deckel des Eimers. Er steckte einen langen Pinsel hinein. Dann holte er die Tüte mit der schönen grau-bräunlichen Asche aus der Tasche. Er schüttete sie in den Eimer und rührte, bis er den gewünschten Farbton hinbekommen hatte. Verdammt nochmal, so gut war ihm das bei keinem seiner Bilder gelungen.